

22. Jahrgang.

[illegible]

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Erinnern Sie sich jenes Abends bei Professor Rante?“ fragt sie.

„Gewiß, aber was hat dieser Abend mit Ihrer Weigerungsgrund zu tun?“

„Das werden Sie gleich sehen! Entinnen Sie sich nicht der harten Urteile, die fielen — als die Rede auf die unglücklichen Menschen kamen, die — erblich belastet sind? Nun gut — ich gehöre eben zu diesen Unglücklichen, die ihre Hand nicht nach einem Glück ausstrecken dürfen, sondern der Menschheit das Opfer bringen müssen, einsam ihre Wege zu wandeln — damit sich die Sünde der Väter nicht weiter vererbe, bis ins dritte und vierte Glied.“ Bei den letzten Worten vibrierte ihre Stimme leicht. Ganz in der Tiefe klang verborgenes Weh durch, und wenn auch der kleine Mund nicht zuckte, es lag doch ein herzergründender Ausdruck von Leid um denselben.

Doktor Paulus sagte ernst und weich: „Aber haben Sie auch daran gedacht, daß der Fall bei Ihnen doch anders liegt? — Verzeihen Sie, wenn ich einen Punkt berühren muß, der Ihnen schmerzhaft ist,“ er gebrauchte, durch ihre Haltung veranlaßt, wieder das förmliche „Sie“ in der Anrede. „Aber die Verhehlung Ihres Vaters, so schwer sie war, ist immerhin nicht derartig, daß man in dieser Beziehung Befürchtungen hegen müßte. — Herr Geheimrat weihte mich ein — ich kann Ihre Bedenken nicht teilen. Hilbe, Hilbe! Was gehen uns überlaup die Menschen an?“ Die Leidenschaft bricht wieder bei ihm durch. Er faßt ihre Hand und zieht sie mit zwingendem Will zu sich nieder. „Es ist töricht von dir, Geliebte, uns mit solchen Strupeln zu quälen, glaube es mir! Und du, du kluges Fräulein Doktor, solltest das doch am besten wissen.“ Hildegard aber schüttelt traurig das Köpfchen, sie ist noch nicht überzeugt. Es wäre ja auch zu viel Glück für sie, wenn es sich so verhielte, wie Herbert ihr jetzt und der Onkel Geheimrat ihr schon früher gesagt hatte. Sie hatte niemals näher geprüft, über das Vergehen ihres Vaters nachgedacht — es hatte ihr alles so weh getan — sie mochte nicht daran rühren und — sie hatte ja früher nie in ihrem Leben an ein anderes Glück gedacht, als das, was Pflicht und Arbeit ihr brachte. „Nein, nein! Es kann nicht sein!“

Wie aus weiter Ferne dringt des Doktors Stimme in ihr grüblerisches Sinnen hinein, weich und flehend schmeichelt sie sich in ihr Ohr:

„Hildegard! Du gehörst zu mir, mag kommen was da will. Komm, gönne mir dein Wündchen, deine süßen Lippen ein einziges Mal.“ Er bittet so beständig, sein Mund ist so nahe dem ihrigen, seine Augen flammen in leidenschaftlicher Liebe. Die Wipfel der hohen Bäume rauschen und flüstern über dem jungen Paar. Die Rosen duften stärker, ein weißer Falter taumelt auf und flattert hierhin und dorthin, dann setzt er sich auf eine rote Rose, wiegt sich und laugt sich fest und trinkt Honig aus ihrem Nektar. Des Mannes Lippen aber neigen sich auf den kleinen Mädchenmund und bleiben an ihnen hängen in langem, langem Kuß.

12. Kapitel.

Der Sommer ist vergangen, Herbst und Winter sind ins Land gezogen und nun ist es Frühling geworden. Auf den schattigen Rasenflächen des heimlichen Parkes blühen die Veilchen. Die Kirschbäume haben sich ein duftiges, weißes Kleid angezogen und stehen fein sitfam und still, wie ein junges Mädchen, das zum Ball gehen will und ängstlich darauf bedacht ist, sein duftiges Gewand nicht zu zerdrücken.

Es ist, als ob die Natur sich heute ganz besonders geschmückt hat. Bran Sonne überzieht noch schnell das frische knospende Grün mit goldigem Schein, dann lugt sie durch ein Fenster der Villa und fährt lachend über ein schönes, liebliches Köpfchen, welches, mit Marterfranz und Schleier geschmückt, an des Geheimrats treuer Brust lehnt.

„Onkel, mir ist so bange — o, sage es mir noch einmal — handle ich auch recht, daß ich seine Frau werde — ziehe ich ihn — unsere Kinder — nicht dadurch ins Verderben?“ Die Worte sind sehr leise gesprochen, doch eindringlich und bewegt.

„Kind, glaube mir doch, du kannst in dieser Hinsicht beruhigt sein. Was dein Vater verbroch — Hunderte hätten durch ihn ihr Vermögen ein und üben verzweiflungsvollen Selbstmord, deshalb kann und will ich das Furchtbare nicht entschuldigen, aber es war eine unselige Verletzung von Umständen, die ihn zu dem Betrug drängte — eine Lawine, die durch eine unvorsichtige Bewegung des Wanderers unter seinen Füßen ins Rollen geraten, ihn und viele andere mit ins Verderben riß. Aber trübe dein Glück nicht mit diesen Gedanken, mit dieser Sorge, mein teurer Liebling! Unser Herrgott im Himmel wird dich schützen.“ Tief bewegt drückte er einen Kuß auf ihre reine Stirn.

„O, warum habe ich denn damals Richard zurückgehalten, um Maria zu werben,“ flüstert sie.

„Und hast ihm und Maria einen Dienst dadurch geleistet. Denn siehe, beider Liebe war noch nicht die echte, sie hätte nicht fürs Leben ausgereicht — sie war mehr ein jugendliches Verliebtsein, wie man das so nennt. Maria hat längst überwunden und Richard denkt wohl kaum noch an jene flüchtige Leidenschaft zurück.“

„Ach, könnte ich ihn heute hier haben,“ unterbricht Hildegard ihn. Eine Träne glänzt in ihren lieben, blauen Augen.

„Laß dir an seinem ausführlichen Brief und seinen herzlichen Wünschen genügen. Er hat dir sein Bild gesandt, ein prächtiges wohl gelungenes Porträt. Der Junge hat Schneid, Hilbe! Es wird noch einmal etwas Großes aus ihm, poch auf, Hilbe!“

Er ist mit ihr an eine seitwärts stehende Staffelei getreten, auf welcher, im breiten Ebenholzrahmen, sein Abbild steht. Der jugendliche Männerkopf zeigt dem Beschauer hübsche, intelligente Züge und ein offenes, eheliches Auge. Vielleicht sieht man beim näheren Betrachten eine durch das dunkelblonde Wärtchen halb verdeckte Linie um den Mund, die von stürmischen Tagen und durchschwärmten Nächten erzählt — aber Hildegard hat jetzt

keine Zeit, das Bild so genau zu studieren, denn sie sieht im Rahmen der nach dem Nebenzimmer führenden Türe eine hohe, herrliche Männergestalt stehen, deren verlangende Augen ihre ganze, holde, jungfräuliche Erscheinung umfassen. Doktor Herbert Paulus tritt auf sie zu, sein flammender Blick senkt sich in den ihren, sie erglüht unter demselben bis unter die goldenen Haarwellen hinauf.

Der Geheimrat geht leise hinaus, sein Gesicht brüht hohe Freude aus. Er nimmt drüben im Wohnzimmer die Hand seiner Frau und legt sie auf seinen Arm.

„Komm' Mädchen, laß die beiden ein paar Augenblicke allein, der Wagen wartet, wir müssen zur Kirche. Es ist doch etwas herrliches, um so ein glückseliges, junges Menschenpaar! Sie sehen Beide aus, als ob sie der liebe Herrgott extra für einander geschaffen hat. Dabei mußte ich dem Kinde erst vorhin noch einmal ihre Skrupel austreten — du weißt ja, wegen den erblich Belasteten.“

„Ja, ja — sie macht sich noch immer Gedanken darüber,“ erwidert Frau Geheimrat. Dann nickte sie beifällig der Lina zu, welche ihr sorgfältig die Schleppe ihrer schweren, pensgefärbten Seidenrobe bis an den Wagen trägt und als sie Platz genommen, dieselbe ihr gegenüber über die Polster breitet. Der Wagen rollt fort und Lina wartet gespannt auf das Brautpaar, um Fräulein Doktor dieselben Dienste zu tun. Aber es vergehen noch viele Minuten, ehe die schöne Braut kommt, denn der Bräutigam scheint gar nicht daran zu denken, daß die Hochzeitsgäste in der Kirche warten. Er hält Hildegards Händchen in den seinen und kann gar keinen anderen Gedanken fassen, als nur sie und immer nur sie. Sie erscheint ihm so unbeschreiblich süß, so echt weiblich in ihrem bräutlichen Schmuck, daß er sie am liebsten an sein Herz gezogen hätte. Er neigt sich zu ihr, seine Stimme bebzt vor leidenschaftlicher Liebe: „Geliebte, wie bist du so süß, wie bist du so wonnig schön! Mein Weib, mein alles!“

Ein zitterndes Jauchzen steigt in ihr auf, ihre Augen leuchten ihm in dunkler Bläue in unbeschreiblicher Wonne entgegen, dann senkt sie demütig das Köpfchen mit dem verheißungsvollen Schmuck des Weibes, der blühenden Wirtentrone, und legt ihre Hand auf seinen Arm. Er führt sie mit stolzem Lächeln hinaus. Unten am Brautwagen steht der alte Karl. Er hat es sich nicht nehmen lassen, heute am Ehrenstage Hildegards — was unser Fräulein Doktor ist, — speziell ihr zu dienen. Die neue Gala-Livree und der schöne Rosenstrauch vorn an der Brust steht dem Alten zu seinem frischen Gesicht sehr gut. Er redt sich in die Höhe und steht lerkengerade, die Hand am Wagenschlag, als die wunderschöne Braut am Arm des Bräutigams aus dem Hause tritt. Sie lächelt ihm gütig zu, so daß sein Gesicht vor Stolz und Freude förmlich strahlt, als er auf dem Bord und neben dem Rutscher Platz nimmt.

Es sind nicht viele Hochzeitsgäste eingeladen. Unter denselben fällt Charlotta von Meerholz, die jetzige Frau Baronin von Tressow, durch ihre kostbare Toilette sowohl, wie durch ihre üppige schöne Erscheinung auf. Wer sie jetzt bei dem nach der Trauung stattfindenden Diner näher beobachtet, kann mit Erstaunen bemerken, wie zuweilen unter den langen dunklen Wimpern hervor ein eigentümlicher Blick die Braut streift. Fast wie Hah glüht es dabei auf dem Grunde der schwarzen Augen auf, doch nur einen Moment — dann senken sich die Lider wieder und die schöne Frau konversiert eifrig mit ihrem Nachbar, dem Professor Raute. Es wäre besser gewesen, sie hätte ihn gar nicht nach seinem Vuben, welcher gerade heute sein erstes hohes Jahr vollendet, gefragt, denn nun muß sie, wohl oder übel, eine begeisterte Schilderung von Bubis hervorragenden Eigenschaften mit in den Kauf nehmen. Das war ärgerlich für sie, denn was ging sie schließlich Rautes Götterbub an? Die kleine Frau Leonie, welche ihr gegenüber neben Baron Tressow saß, spitzte ja sozusagen die Ohren schon, damit ihr nur ja kein Wort von ihres Mannes Lobreden entgehe — nein, wie lächerlich das ist, nun fängt sie auch noch mit ihrem Nachbar an, über das Thema zu sprechen. Der Baron hört ihr lächelnd zu und schaut dabei wohlgefällig in das hübsche, belebte Gesichtchen mit den schönen braunen Augen und dem feinen geraden Näschen.

Das Kleid aus rosa Seide und duftigen Spitzen steht der jungen Frau allerliebste und trotz der glänzenden Nachbarin wirkt der gute Professor doch manch' sehnsüchtigen Blick zu seinem Weibchen hinüber. Er ist sehr zufrieden, als die Tafel aufgehoben wird und er sich Leonie nähern kann, ohne ungezogen gegen die Baronin zu sein. Diese tritt dicht an ihren Gatten heran.

„Könnten wir jetzt nicht gehen?“ fragte sie leise.

„Aber Herz, wo denkst du hin? Das ist unmöglich! Amüserst du dich nicht?“ Er zieht ihren Arm durch den seinen und blickt ihr forschend ins Gesicht. Er kennt diesen Zug von Herger

und Verstimmung im Antlitz seiner schönen Frau bereits sehr gut, aber er übersteht solche Anwandlungen von ihr meistens mit liebenswürdiger Nonchalance.

Daß Charlottas Seele nicht so ganz mit ihrem schönen Neuhären harmoniert, weiß er längst. Es ist kein Geheimnis mehr, daß Reiz und Mißgunst sie oft beherrschen; aber als erfahrener kluger Mann fordert er diese bösen Eigenschaften nicht heraus, sondern sucht sie zu mildern, indem er sie das Wohltun lehrt. Ganz wie zufällig erzählte er ihr das Elend Einzelner, den besseren Ständen Angehöriger und indem er ihr reiche Mittel zu Gebote stellte, gab er so indirekt Veranlassung, daß ihr der Dank der Armen ward. Das schmeichelte wohl anfangs nur ihrer Eitelkeit, aber später wurde sie doch warm dabei und sah, daß sie eine hohe, bevorzugte Stellung einnahm und mit Glücksgütern mehr wie Tausend und Abertausend andere gesegnet war. Der Bankier hoffte viel von der Zeit. Er hatte sich eine schöne, vollerblühte Rose gepflückt, er mußte auch die Dornen mit in den Kauf nehmen, die ihn verletzten.

„Ich amüsieren hier?“ flüsterte Charlotta mit spöttisch verzogenen Lippen, die Gesellschaft streifend.

„Aber Charlotta! Es sind doch keine Verwandten! Prächtige Menschen.“

„Jawohl! Spiegbürger — weiter nichts.“

Er sieht, daß seine Frau sich in sehr gereizter Stimmung befindet. Ehe sie sich etwa eine Ungezogenheit zu schulden kommen läßt, ist es besser, er geht mit ihr, denkt der Baron. So verabschiedete er sich herzlich von den Menschen, die er sehr geschätzt, von der lieblichen Braut, die er verehrt. Er bedauert es im Herzen tief, daß seine Frau Hildegard nicht leiden mag, aber kein Wort des Vorwurfs kommt über seine Lippen. Er ist nur still, sehr still, als er darüber nachsinnt, während sie beide im leidengepöhlerten Roupee lautlos über das Pflaster rollen, ihrem schönen glänzenden Palast zu.

Ein kleiner Knabe im dunklen Samtanzug, mit breitem weißem Epizenträger, lehnt oben am Fenster neben einem stattlichen, jugendlichen Offizier. Die beiden sind gute Freunde geworden. Knaben geht jetzt ohne Krücke und sonstige Hilfsmittel, und nur eine zurückgebliebene Schwäche hindert ihn, wie andere Knaben lustig umherzupringen. Fröhliches Lachen und Plaudern der Brüder klingt dem eintretenden Ehepaar entgegen, und während der Baron den Kleinen in die Höhe hebt und zärtlich küßt, hat Rudolf von Tressow sich vor seiner schönen Mutter chevaleresk verneigt und ihre Hand ritterlich an seine Lippen geführt. Ein Lächeln der Befriedigung umspielt bei dem bewundernden Blicken des Stiefsohnes Charlottas Lippen. So ist es recht. Ohne Huldigung kann sie nicht leben — sie sind für sie das Manna, welches ihre Seele erquickt und labt, wie der Tau die Blume. — — —

Abend ist's, und im Schnellzug nach Wien sitzen, dicht aneinander geschmiegt, die Newermählten.

„Gut, daß alles überstanden ist und ich dich endlich für mich allein habe,“ flüstert Herbert in Hildegards rosiges Ohrchen.

„Ach geh', wer wird so egoistisch sein! So seid Ihr Männer aber stets. Da wird nicht gefragt, ob ich anderen fehle — ob Onkel und Tante sich nach mir sehnen, ob meine Kranken mich vermissen. Nein, da heißt's — mal gut, daß ich dich allein habe,“ gibt die junge Frau mit einem, an ihr ganz neuen Ton in der Stimme zurück. Es sollte scheltend klingen, verriet aber doch nur eitel Jauchzen und Glück. Der Doktor betrachtete entzückt ihr süßes, belebtes Gesichtchen.

(Schluß folgt.)

Akademische Zuschneide-Schule

von Hrl. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a. 2. Et.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage

und säm. Damen und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. und Pariser Schnitte. Reich zahl. Methode. Vorzügl., prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f. Schneid-rinnen u. Directr. Schül.-Aufn tägl. Kost. w. zugefögn. und einge. Taillenmaß. inkl. Futter-Anpr. M. 1.25 Rodiqn. 75 Pfg. bis 1 M. 8783

Büsten-Verkauf: Padd. schon von M. 3.— an. Stoffe von M. 6.50 an, mit Ständer von M. 11.— an.

Buch- und Kunst-
Handlung

Jurany & Hensel's Nachf.

28

8 27

Wilhelmstrasse.

Der Troubadour.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

Nicht gerade drei Meilen hinter dem Monde, wo nach der Märchengographie die Orte liegen sollen, in denen die Langeweile mit der Beschränktheit um Bohnen Sechszehn und sechsundsechzig spielt, auch nicht hinten an der polnischen Grenze, wo es anfängt, nach Tee und Wodka zu duften — aber doch in einer verhältnismäßig recht stillen Ecke des lieben deutschen Vaterlandes findet man die kleine Stadt Wirbelwitz.

Das bekannte Ministerwort von der Ruhe als der „ersten Bürgerpflicht“ wurde in diesem armseligen Neste so wacker befolgt, daß die Wirbelwitzer samt und sonders schon vor etlichen Jahrzehnten ganz sicher eingeschlafen wären, wie weiland der verwunschene Hoftaats in der lieblichen Geschichte von „Dornröschen“, wenn nicht die schmucken Dragoner ein bißchen Abwechslung in das eintönige Leben ihrer Garnison gebracht hätten.

Aber die gaben sich wirklich redliche Mühe! Rekruten und Gefreite vertrieben den Köchinnen die Zeit, Unteroffiziere und Sergeanten führten das große Wort beim Kleinbürgertum, und in den wenigen Familien vornehmeren Anstrichs herrschten die Ideale aller Backfischherzen, die schneidigen Leutnants.

Und wie großartig lösten gerade diese letzteren ihre schwere Aufgabe! Betrachtet man es nicht als ein wesentliches Merkmal, daß ein Ideal unter allen Umständen etwas Unerreichbares vorstelle? Nun, so süß die jungen Damen von Wirbelwitz auch zu Liebängeln verstanden, so verräterisch sie zu erröten wußten: es war trotz alledem bisher nie einer Honoratiorentochter gelungen, einen dieser Gewaltigen in die Rosenfesseln der Ehe zu schlagen. Entweder sie wurden zu schnell verfehlt, oder sie brachten sich von einer Urlaubsreise den Verlobungsring mit, wie z. B. der lange Welten, auf den des Apothekers Rosalie ganz sicher gerechnet hatte — des Baumeisters Rätke übrigens auch! — oder aber sie waren ehelichen, wie der nun alt und grau gewordene Major Horwitz, von welchem sich so viele kleine Wirbelwitzerinnen selbst heute noch hätten beglücken lassen.

Auch der Rittmeister von Kolbenstein hatte bisher allen Verlockungen künstiger Schwiegermütter widerstanden. Die Freuden der Tafel, fastige Mehrbrüden, gebräunte Rebhühner, bläulich schimmernde Karpfen, edelduftender Rübenscheimer, schwermüthiger Bordeaux und schäumender Champagner hatten ihn viel zu lebhaft in Anspruch genommen, als daß er je Zeit zu einer regelrechten Belagerung einer schönen Weiblichkeit übrig gehabt hätte.

So im Vorübergehen, nun ja, da hatte er auch wohl einmal ein paar landierte Wörtlein verschwendet, eine kleine mollige Hand gedrückt und in erwartungsvolle, feuchtschimmernde Augen gesehen, selbst auf einen Kuß war es ihm zuzeiten nicht angekommen — aber das hatte alles nie zu ernstlichen Verwicklungen geführt. Erst in allerletzter Zeit war der Gedanke in ihm aufgetaucht, daß man den Freuden der Tafel doch eigentlich gar nicht zu entsagen brauche, wenn man die zuzeiten wirklich recht öde und langweilige „Einspännigkeit“ aufgäbe.

Seit jener wunderbaren Erkenntnis hatte er heimlich Umschau unter den Töchtern des Landes gehalten. Biewohl aber seine eigene Erscheinung durch seine gastronomischen Neigungen viel von ihrem einstigen harmonischen Eindruck verloren hatte, die allerdings durch eine sich von Tag zu Tag troßig erweiternde Richtung in dem straffen, dunkeln Haupthaar recht beschränkt wurde; wiewohl er auch nicht mehr in jenem beneidenswerten Alter stand, in welchem einem, zumal wenn man zu den Marsjüngern zählt, die Blicke der Damen mit glühendem Interesse folgen, so war er in seinen Ansprüchen an die künftige Gefährtin seines Lebens durchaus nicht bescheiden. Sie sollte nämlich hübsch sein, Vorliebe für militärische Dinge haben, ein wenig Musik verstehen und auch, um es recht harmlos auszudrücken, ein paar Taler mitbringen!

Eine ganze Weile hatte er herumgesehen und nichts finden können. Da er eine ausgesprochene Schwärmerin für Aschblond hegte, waren alle Brünetten von vornherein für ihn ausgeschlossen gewesen. Die Blondinen aber hatten durch die Ungunst des Schicksals

wieder nicht alle jene Eigenschaften beisammen, die Rittmeister von Kolbenstein forderte, zumal am Gelde haperte es bei dieser und jener recht bedenklich.

Da er indes nicht müde wurde in seiner Aufmerksamkeit, so entdeckte er richtig eines schönen Tages das Ideal seiner Träume doch noch.

Draußen, zehn Minuten vor den Toren der guten Stadt Wirbelwitz, besaß ein alter, pensionierter Major ein kleines, aber recht anmutendes Besitztum, in dem er beinahe wie ein Einsiedler hauste. Eine besahnte Haushälterin, die einen fast vorwärtsstutlichen Eindruck machte, und ein etwas jüngerer Diener, der zu des Majors aktiven Zeiten als Bursche fungiert hatte, bildeten mit ihrem kurz angebundenen, weltverachtenden, Zivilisten hassenden Herrn ein ziemlich sonderbares Kleeblatt, eine in der Tat recht wirkungsvolle Folie für das mit unendlichem Liebreiz ausgestattete, junge, blonde Ding von Enkelin, das eines Abends spät mit der Post hereingeschneit war und draußen dauernd Quartier genommen hatte.

Lucie von Kirsten war eine Waise. Ihr Vater, ein begabter Verwaltungsbeamter, der indessen seiner Zivilstellung wegen nie die Sympathie seines Schwiegervaters, des alten Majors, beisehen hatte, war früh gestorben. Die Mutter, schwer getroffen durch den Verlust des Gatten, hatte nach wenigen Jahren, die sie der sorgfältigen Erziehung ihres einzigen Kindes gewidmet hatte, gleichfalls die Augen für immer geschlossen. Lucie war dann zu einer jüngeren Schwester ihres Vaters gekommen, die indes ihrer Witwenchaft durch eine zweite Ehe bald ein Ende bereitet hatte. Seitdem hatte sich das Kind dort mehr als überflüssig gefühlt; kurz entschlossen war sie eines trüben, melancholischen Herbstmorgens auf das Telegraphenamt gegangen und hatte beim Großvater angefragt, ob er sie nicht hinauswerfen würde, wenn sie ihn überfiel. Der Alte hatte anfangs gebrummt wie ein wütender Bär, dann mit seinen beiden Getreuen Kriegsrat gehalten und endlich zurücktelegraphiert, sie möchte so schnell wie möglich abreisen, lieber heute als morgen.

Bald danach war Lucie eingetroffen. Da auch sie keine allzu lebhaften Neigungen für die Schablonenfreuden der Gesellschaft empfand, hatte sie dem Großvater keinerlei Unbequemlichkeiten verursacht, wohl aber war durch die ungesuchte, nie aufdringliche Fürsorge, welche die Enkelin für sein Wohlbefinden zeigte, seine rauhe Art wesentlich milder geworden. Man konnte merken, daß er sich behaglicher fühlte als ehemals.

Diesem erfreulichen Wandel seines sonst nicht gerade einladenden Wesens hatte es denn auch Rittmeister von Kolbenstein zu verdanken, daß ihm bei seinem ersten orientierenden Besuche während des Jahres ein verhältnismäßig kameradschaftlicher Empfang zuteil wurde. Da der alte Major mit der jüngeren Generation unter den Offizieren sonst nicht auf dem besten Fuße stand, hatte dem verliebten Sybariten das Herz mächtig gekloppt, als er durch den gut gepflegten Gartenweg auf die Haustür zugegriffen war.

Wie fühlte er sich gehoben, als er den Weg zurückkam! Hatte er doch die Aufforderung erhalten, recht bald wiederkommen, um weiter über das vom Rittmeister schlauerweise angeregte Thema eines neuen Exerzier-Reglements zu sprechen. Seitdem war er erst wöchentlich, dann fast täglich draußen eingekehrt, und der Alte hatte sich so an ihn gewöhnt, daß ihm etwas fehlte, wenn der dicke Rittmeister ausblieb.

Selbstverständlich war dem Major auch nicht verborgen geblieben, welchen Eindruck seine Enkelin in dem Herzen des Rittmeisters hervorgerufen hatte. Aber das hatte ihn durchaus nicht verstimmt. Wenn sie ihn will, hatte er sich bei dieser Beobachtung gesagt, so werde ich mich hüten und etwas dagegen einwenden. Kolbenstein ist eine solide Natur und vor allen Dingen Militär. Habe mich damals genug ärgern müssen, als ihre Mutter mit Gewalt diesen Federfuchser von Kirsten haben wollte.

Es dauerte auch nicht lange, so kam der Rittmeister dem Major gegenüber mit seinen Heiratsabsichten zu tage.

„Zimmer vorwärts!“ ermutigte ihn zu seiner größten Freude der Alte. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“

„Om — wenn ich mir nun aber einen Korb hole?“ „Sollte mir aufrichtig leid tun, aber zu ändern

warde daran dann allerdings nichts."

"Ich dachte, wenn Sie, Herr Major, als Großvater . . ."

"Ich werde mich hüten, bester Rittmeister. Wenn das Kind nur keinen Zivilisten heiratet, bin ich schon zufrieden. Im übrigen mische ich mich in nichts. Glaube auch, daß dergleichen mehr schaden, als nützen würde. In Dreiteufelsnamen aber, ein ordentlicher Kerl wird sich doch schließlich vor einem Korbe nicht fürchten!"

Aber der Rittmeister fürchtete sich doch und beschloß daher, noch ein wenig zu warten. Lucies freundliche, aber dabei jeder Vertraulichkeit abholde Art, mit ihm zu verkehren, ließ dunkle Zweifel in ihm aufstehen, ob er wirklich so ohne weiteres mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in ihr Herz einziehen könne. Außerdem glaubte er, in dem nun mit Macht hereinbrechenden Frühling besser Gelegenheit zu einer stimmungsvollen Viertelstunde zu finden. Und da er im weiten Umkreise die einzige Hummel zu sein schien, die diese süße Mädchentrope umschwärmte, so meinte er sich diesen Aufschub ohne Gefahr gönnen zu dürfen.

Es dauerte nur leider nicht lange, da war ihm plötzlich ein Nebenbuhler erwachsen. Natürlich ein ganz unverschämter Kerl in seinen Augen.

Zwischen neun und zehn Uhr abends ließen sich nämlich von einem Nachbargarten aus regelmäßig die lieblich summen Töne einer gutgestimmten Guitarre hören, zu denen sich nach kurzem Vorspiel eine nicht kräftige, aber sonst ganz erträgliche Tenorstimme gesellte.

Der alte Major hatte gelacht über den „verrückten Stieglitz“, der sich da die Mühe gebe, die alten, lebensmüden Katzen zu einem Stellbuchein zu verlocken. Aber der mißtrauische Rittmeister war nichts weniger als belustigt von diesem Troubadour, seitdem er eines Abends beobachtet hatte, wie nervös Lucie von Kirsten auf die ohne allen Zweifel ihr zugebachte Huldigung gewartet, wie sie aufgeatmet hatte, als das verhasste Geklirper sich endlich vernehmen ließ.

Wer hätte gedacht, daß dieses verhältnismäßig ruhige Wesen an so extravaganten Aufmerksamkeiten irgend welches tiefere Vergnügen finden könne! Es war sicherlich hohe Zeit, aller Ungewißheit ein Ende zu bereiten und den gesüchteten Schritt der Werbung zu wagen. Zugleich aber reizte es ihn, zu erfahren, welcher kühne Jüngling denn eigentlich die mittelalterlichen Serenaden-Anfälle habe. Man konnte schließlich nicht wissen —!

Aber seine sorgfältigen Erkundigungen, die er durch die beiden allwissenden und gestrengen Polizeidiener, ehemalige Unteroffiziere, einziehen ließ, brachten kein anderes Resultat an den Tag, als daß in ganz Wirbelwitz weder Männlein noch Fräulein von den ältesten bis zu den jüngsten Jahrgängen in der lieblichen Kunst des Gitarrespiels bewandert sei.

Trotzdem nahm das Geklirper allabendlich seinen Fortgang. Wenn ihm die Mauer nicht zu hoch und seine Unruhe nicht zu verräterisch gewesen wären, er hätte eine Enttarnung in Flagranti vorgenommen, um diesen musikalischen Nichtsnutz auf seine reelle Gefährlichkeit hin zu prüfen.

Auch der alte Major hatte sich endlich mit der Frage beschäftigt, wer in dem selten besuchten Nachbargarten, der einem Stadtvater von Wirbelwitz, einem Wötkermeister, zu eigen war, allabendlich so hartnäckig „quintillierte“.

Seine Vermutungen blieben schließlich bei einem Assessor vom Landgericht in Wirbelwitz haften, der seit einigen Tagen auffällig oft an seinem Besitztum vorbeipromeniert war. Wahrscheinlich hatte dieser „Altenwurm“ sich in seine Lucie sterblich verschossen und bildete sich ein, durch sein Gequieke Reigung in ihr zu erwecken. Er nahm sich vor, dem dummen Kerl nächstens einen recht auffällig eingewickelten Nidel hinüberzuwerfen, um ihn dadurch vielleicht zu kurieren.

Ganz andere Gedanken über die Person des merkwürdigen Sängers hatte die ebenso hübsche wie gescheite Lucie.

Bei den Einkäufen in der Stadt, die jetzt zum Teil von ihr besorgt wurden, war ihr vor wenigen Tagen ein sehr interessanter und lebenswürdiger Dragoner-Leutnant begegnet, den sie im Hause ihrer damals noch als Witwe lebenden Tante in B. kennen gelernt

hatte. Er war der Sohn einer Jugendfreundin der Tante, und man hatte ihn in B. allgemein wegen seines feinen, etwas schüchternen Wesens sehr nett gefunden. Vor allem waren seine musikalischen Talente es gewesen, die ihn mit einem gewissen poetisch-romantischen Schimmer umgeben hatten. Denn er spielte nicht nur mit einer überraschenden Fertigkeit Klavier, sondern konnte auch ganz „reizend“, wie man in den Damenkreisen von B. mit Vorliebe sagte, singen. Eines Tages hatte er die Wadische dortselbst sogar mit ein paar spanischen Liedern überrascht, die er sich selbst auf der Guitarre begleitet hatte.

Lucie war vor allem der Gegenstand seiner schwärmerischen Verehrung gewesen. Aber seine bei einem Leutnant eigentlich lächerliche Schüchternheit hatte es kaum einmal zu ein paar frischen Rosen kommen lassen, die er im bestimmten Augenblick zwischen dem lieblichen Mädchen und der für Huldigungen noch stark empfänglichen Tante geteilt hatte. Lucie indes hatte doch halb und halb geahnt, daß die duftigen Knospen an ihre Adresse allein gerichtet waren, und den jungen Offizier damals mit einem höchst überflüssigen Erröten Dank gesagt.

Leider war er bald nachher veretzt worden; sie hatte nicht erfahren können, wohin. Der Trubel der Wiederverheiratung ihrer Tante hatte ihr Köpfchen so vielfach in Anspruch genommen, daß sein Bild ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden war. Nun aber hatte sie ihn wiedergesehen und der Gedanke war in ihr aufgestiegen: der und kein anderer kann der Troubadour sein! Sein freudiges Erstaunen bei dem ersten Gruße, den sie auf Wirbelwitzer Pflaster gewechselt, war schon eine kleine Huldigung gewesen! Daher fand sie inniges Wohlgefallen an den einfachen Liedern, die allabendlich aus dem Nachbargarten heraufklangen. Daher wurde sie auch ein wenig nervös, wenn die süßen Töne einmal auszubleiben schienen.

Nun fügte es der Zufall, dieser alte Gelegenheitsregisseur, dem freilich die beteiligten Akteure sehr oft ein überaus freundliches Entgegenkommen zeigten, daß Lucie eines schönen Vormittages auf einem Wege zum Gärtner, der vor dem entgegengesetzten Stadttore wohnte, plötzlich den Leutnant an ihrer Seite schreiten sah. Eigentlich doch nicht so ganz plötzlich; denn Sporengeklirr hatte sie schon eine gute Minute vorher gehört, und das Säbelgerassel konnte ihrem Ohre auch nicht ganz entgangen sein!

„Welche Freude, Sie wiederzusehen, Fräulein Lucie!“ sagte voll Wärme Richard von Malwitz und streckte ihr seine Rechte entgegen.

„Wirklich, Herr Leutnant?“ fragte sie zurück und schlug ein.

Darauf sah er sie so überzeugend an, daß sie beschämt über ihren Zweifel wirklich die Augen niederschlagen mußte. Er freilich behielt sie hübsch offen, um sich damit an der Lieblichkeit dieses Mädchentopfes zu erfreuen. Er schwelgte in dem Anblick ihrer anmutigen Blondlöcher, die die edelgeformten Stirn überdeckten; mit heimlicher Befriedigung konstatierte er die Schönheit ihrer Augenwimpern; die schlanke, durch keine Einbiegung unterbrochene Linie ihres Nasenprofils entzückte ihn, und den süßen Mund mit den Grübchen zu den beiden Seiten hatte er am liebsten ohne weiteres geküßt, wenn er nicht Richard von Malwitz, der Schüchterne, gewesen wäre!

So begnügte er sich, recht herzbrechend zu seufzen, eine Sprache, die in dergleichen Situationen immerhin verstanden wird.

„Wie kommt es, daß ich Sie hier treffe?“ fragte er dann. „Das abscheuliche Nest ist mir seit ein paar Tagen ordentlich lieb geworden, nun ich Sie hier weiß!“

Sie sah ihn freudestrahlend an und erwiderte:

„Wissen Sie nicht, daß meine Tante in B. sich aufs neue vermählt hat?“

„In der Tat, das erfahre ich erst jetzt!“

„Seitdem wohne ich hier bei meinem Großvater, dem pensionierten Major von Gessler! Draußen vor dem Augustentor . . . aber Sie wissen ja schon, wo!“ schloß sie lächelnd.

Richard von Malwitz sah sie ein wenig überrascht von der Seite an. Woher sollte er wissen —? Um . . . Jedenfalls mußte er schon aus Höflichkeit bestätigen, daß es so sei. (Fortf. folgt.)